

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

13. (10. ausserordentl.) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

vor. Auf dem vorletzten Bilde waren ca. 40 Veltener Wagen auf der Chaussee nach Berlin aufgefahren, und das letzte endlich zeigte einen solchen vor dem Königlichen Schloß in Berlin.

Die Zuhörer bezeugten Herrn Rektor Rademacher ihren Dank und ihre Anerkennung durch lebhaften Applaus. Hierauf ergriff der 1. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel das Wort und sprach allen Herren, die sich an dem heutigen Tage um die Belehrung und die Unterhaltung der Brandenburgia verdient gemacht hätten, den Dank der Gesellschaft aus. Kurz vor dem Aufbruch ergriff Herr Kantor Gericke noch einmal das Wort und hielt eine schwungvolle humoristische Rede, in der er den Veltener Kachelofen den Herren und Damen aus Berlin ans Herz legte und seine Vorzüge gegenüber der Zentralheizung feierte; er forderte es als eine patriotische Pflicht die Veltener Kachelofenindustrie mit allen Kräften zu fördern. Zur Erinnerung an den heutigen Tag ließ er seine Schriften, nämlich Velten, seine Preisschrift über den Kachelofen und den Arbeitsplan für das Ortsmuseum an die Gäste verteilen.

Mit dem Fernzuge um 8 Uhr wurde die Rückfahrt angetreten.

13. (10. ausserordentl.) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Dienstag, den 13. Oktober 1908.

Besuch des Johannesstiftes am Südufer und des Geländes des künftigen Berliner Westhafens.

Um 3 Uhr nachm. hatten sich die Teilnehmer auf dem Grundstück und zwar auf dem Hauptwege, der sich hinter dem Pfortnerhause in das Grundstück hineinzieht, versammelt. Hier begrüßte Herr Pastor Philipps, der Vorsteher des Johannesstiftes, die Brandenburgia und stellte ihr die Herren und Damen vor, welche die Güte haben wollten sich an der Führung zu beteiligen, nämlich die Herren Pastor Schenckberg, Oberlehrer Menzel, Rektor Richter, Fräulein Philipps, Fräulein Richter und Fräulein Mann.

Herr Pastor Philipps geleitete die Versammlung zunächst in den Fest- und Turnsaal. Hier eröffnete der 1. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, den Ausflug mit einer kurzen Ansprache, in der er hervorhob, daß wir es hier mit einem der merkwürdigsten und großartigsten Institute Berlins zu tun hätten, dessen Stunden aber gezählt seien, weil das Gelände von der Stadt Berlin für 11 $\frac{1}{4}$ Millionen Mark erworben worden sei, die hier im Anschluß an den Groß-Schiffahrtsweg Berlin-

Stettin ausgedehnte Hafenanlagen schaffen wolle. Der Plan für den Großschiffahrtsweg Berlin — Stettin sieht bei Plötzensee die Anlage des neuen Westhafens vor, den die Stadt Berlin herzustellen hat. Die Arbeiten sind schon in Angriff genommen. Der Hafen, der den Schluß des Großschiffahrtsweges auf Berliner Seite bildet, ist für die Reichshauptstadt von größter Bedeutung, weil er den Güterverkehr zwischen Stettin und Berlin vermitteln wird. Für die Industrie in den östlichen und nördlichen Vororten kommt er allerdings nicht in Betracht, da für diese die Gemeinde Tegel einen besonderen Hafen im Anschluß an die Industriebahn Tegel—Friedrichsfelde gemeinsam mit dem Kreise Niederbarnim herstellt. Der Berliner Westhafen umfaßt 37 Hektar und erhält zwei große Becken, ein nördliches mit 650, ein südliches mit 400 Meter Länge und je 55 Meter Breite. An Kais sollen 2750 Meter geschaffen werden, so daß zur gleichen Zeit 77 Kanalschiffe oder 123 Finow-Kähne laden und löschen können. Die Stadt Berlin wendet für diesen Hafenausbau 28 Millionen Mark auf. Bei diesen hohen Aufwendungen, welche die Stadt Berlin nicht nur in ihrem, sondern im Interesse der ganzen deutschen Industrie macht, ist es verständlich, daß Berlin in bezug auf Eingemeindung des Geländes am Spandauer Schiffahrtskanal, östlich bis zum Tegeler See, einschließlich des Tegeler Sees und der Inseln mit dem nördlichem Ufergelände, von der Regierung Entgegenkommen erwartet. Vorläufig wird die Stadt Berlin allerdings mit dem kleineren Einverleibungsprojekt zufrieden sein müssen, welches nur das Gelände des Johannesstifts und der angrenzenden Teile bis zum Spandauer Schiffahrtskanal bzw. Verbindungskanal und das nördlich sowie nordwestlich belegene Gelände der Jungfernhaiide zwischen der sogenannten Hinkeldeybrücke und einer nordöstlichen, bis zu den Leutnantsbergen reichenden Linie umfaßt. Im ganzen hat Berlin hiernach den Antrag auf Einverleibung einer Fläche von 275 Hektar zur Zeit gestellt. Die überaus verwickelten diesbezüglichen Verhandlungen, welche viele Jahre gedauert, nahen ihrem Ende und vielleicht wird der Einverleibungsbeschluß bezüglich dieser 275 Hektar noch im Laufe des Kalenderjahres 1908 erlassen werden.

Die Hafenprojekte wurden von dem Vorsitzenden an der Hand ausliegender Pläne ausführlich dargelegt. Vergl. den beigegebenen Uebersichtsplan.

Hierauf lud Herr Pastor Philipps die Damen und Herren ein an den Tischen sich niederzulassen und den Kaffee einzunehmen. Während dieser Beschäftigung gab Herr Pastor Philipps eine Uebersicht über die Geschichte der Anstalt, ihre innere Einrichtung und ihre Arbeit. Das evangelische Johannesstift ist im Jahre 1858 durch D. Wichern gegründet worden und umfaßte eine Bruderbildungsanstalt für ca. 50 Brüder, eine Erziehungsanstalt mit einer sechsklassigen Volksschule, enthaltend

150 Kinder (Knaben und Mädchen), ein Pädagogium mit der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst für ca. 90 Schüler, eine landwirtschaftliche bzw. gärtnerische Abteilung, ein Mädchenheim für 20 konfirmierte Mädchen, ein Kinderheim für 30 Kinder von 2—6 Jahren und eine Krippe für 20 Kinder unter 2 Jahren. Das Grundstück war ehemals 100 Morgen groß; ein Teil desselben ist aber gegenwärtig schon abgezweigt und der Rest, 30 Morgen, ist mit einem hohen Bretterzaun umfriedet worden. Durch diese Abzweigung sind auch die großen Beamtenwohnhäuser in der Beusselstraße isoliert worden, so daß die Beamten täglich einen großen Umweg machen müssen. Das neue Grundstück ist am 22. Januar 1907 Eigentum des Stiftes geworden und ist 302 Morgen groß und liegt in der Spandauer Stadtforst und zwar fünf Minuten nördlich von der Oberförsterei auf der östlichen Seite der Schönwalder Chaussee. Es hat 2 Millionen Mark gekostet. Weil die Verhandlungen mit der Stadt Berlin sich schon seit Jahren hinziehen, ist an den Baulichkeiten des Stiftes nur noch das Notwendigste getan und jeder Neubau vermieden worden, woher es kommt, daß einige von ihnen sich nicht mehr so vorteilhaft präsentieren. Unter den Stiftsrichtungen ist die wichtigste das erprobte Wichernsche Familienprinzip, d. h. der Grundtypus der Knabenhäuser ist der, daß im Erdgeschoß sich eine Familienwohnung befindet und zwar im Pädagogium für einen verheirateten Pastor und in der Volksschulabteilung für einen verheirateten Elementarlehrer. Darüber sind in zwei Etagen je eine Knabenfamilie von 12 bis 14 Jungen mit je zwei Hausbrüdern, wozu im Pädagogium noch je ein Kandidat der Theologie kommt, untergebracht.

Nach diesem Vortrage traten wir, in mehrere Gruppen eingeteilt, die Wanderung an: Hohe Bäume fassen die Wege ein und Beete mit Gartenpflanzen und Obststräuchern und -bäumen breiten sich rechts und links neben den Wegen aus, so daß die einzelnen Häuser und Häuschen, ca. 30 an Zahl, recht idyllisch im Grünen liegen. Vor der Festhalle liegt zunächst ein umfangreicher schattiger Festplatz, der bei dem großen Jahresfeste schon 3000 Menschen umfaßt hat. Wir betraten als erstes ein Häuschen, Johannishülfe genannt, das zwei Knabenfamilien der Volksschulabteilung umfaßt und besichtigten hier den Schlafsaal für die 6 bis 7 jährigen Jungen. Dann besuchten wir ein Haus des Pädagogiums mit der Pastorwohnung im Erdgeschoß und den beiden Knabenfamilien in den darüber gelegenen Stockwerken. Wir besahen uns hier die Arbeitszimmer mit ihren Tischen und Schränken und den Schlafsaal, aus dessen Fenster man einen herrlichen Blick über die Bäume des Grundstücks hat. Der Mittelpunkt des ganzen Grundstückes ist die Kirche aus roten Ziegelsteinen mit einem hohen spitzen Turm. Die Kirche hat Raum für 600 Personen, und die Anstalt bildet ihre eigene Gemeinde. Über dem Altar hängt ein Bild unseres Heilandes,

das durch zwei seitliche Lampen mit Scheinwerfern besonders beleuchtet werden kann. Vor der Kirche steht auf einem Rasenplatz eine prächtige Eiche, die ihre Äste nach allen Seiten völlig gleichmäßig entwickelt hat, so daß die untersten mit ihren Spitzen fast den Boden berühren.

Hierauf geleitete uns unser Führer durch die Krippe und das Kinderheim; hier waren die Kleinsten z. T. in ihren Bettchen zu finden, z. T. aber waren sie schon beschäftigt unter sachkundiger Führung einen Ringelrein aufzuführen.

Danach machten wir einen Abstecher durch umfangreiche Baumschulen mit jungen Stämmen und Sträuchern, die für die Neuanlage herangezogen werden, nach den landwirtschaftlichen Gebäuden. Früher wurden auf dem schon abgesonderten Gelände Getreide und Hackfrüchte gebaut. Jetzt ist die große Scheune leer und in den Ställen trifft man neben zwei Pferden noch eine Gesellschaft von halbwüchsigen Schweinen.

Unser Weg führte uns weiter zu dem Schulgebäude; es liegt unweit des Pfortnerhauses, dicht neben der Straße mit der Front auf das Wasser. Im Erdgeschoß befinden sich die Räume für den Unterricht der Brüder; im ersten Stock die Räume für die Elementarschule und darüber die für das Pädagogium. Die Brüderanstalt des Johannisstiftes nimmt unbescholtene junge Leute evangelischer Konfession im Alter von 19 bis 30 Jahren aus den verschiedensten Ständen unentgeltlich auf, aber nur solche mit ordentlich erlernten Lebensberufen, und bildet sie für die mannigfachen Arbeiten der Inneren-Mission vor. Die Brüder erhalten wöchentlich 30 Stunden Unterricht und sind in der übrigen Zeit Helfer in der Kindererziehung. Nach mehrjährigem theoretischen und praktischen Kursus werden sie auf Grund ordentlicher Berufungen als Vorsteher oder Lehrer in Rettungshäusern, als Hausväter in Herbergen zur Heimat, als Stadtmissionare, Gemeinde-Diakonen etc. entsandt.

Das nächste Gebäude führt den Titel Haupthaus und ist im Jahre 1865 erbaut worden. Es enthält die Küche mit den blanken Nickelkesseln, in denen für die gesamte Anstalt mit Ausnahme der Krippe gekocht wird. Es beherbergt ferner den Speisesaal für das Pädagogium, der früher Kapelle war, und das Mädchenheim für die konfirmierten Mädchen. Auf dem Flur sind in einen Schrank hübsche Schnitzarbeiten der Mädchen ausgestellt.

In dem benachbarten Hause befindet sich die Waschküche nebst Plättstube und die Haushaltungsschule. Das letzte Haus, an dem wir aber nur vorübergingen, heißt die Düppelschanze und ist 1865 erbaut worden. Es enthält eingemauerte dänische Kanonenkugeln in seinen Wänden und zwei Reliefs, eines die Brüder in der Krankenpflege tätig und ein zweites das Wappen der Anstalt, den Adler mit der Feder.

Auf unserer Wanderung hatten wir überall die Schulzimmer, Schlafsäle und Arbeitszimmer leer gefunden, ihre Bewohner waren draußen mit Spielen beschäftigt. Jedes Haus hat seinen eigenen Spielplatz mit Turngeräten, und jedes Kind hat auch sein Beet, das es bearbeiten und pflegen kann. Überall sah man fröhliche Gruppen und überall, wo wir vorüberkamen, wurden wir artig begrüßt. Und wenn unser Führer einmal einen der Jungen heranrief wegen einer Frage oder eines Auftrages, so sah man ihm die Freude und den Eifer an.

Nachdem der Rundgang beendet war, fanden sich alle Beteiligten noch einmal zum Abschied in dem Festsaal ein, und Herr Geheimrat Friedel sprach den Herren und Damen, welche die Führung übernommen hatten, den Dank der Gesellschaft aus.

Kleine Mitteilungen.

Hungerbrot. Das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts war für die Gewinnung des Getreides höchst ungünstig; nasse Sommer verdarben es, und die Kornpreise stiegen bedeutend. Wenn auch in der Mark keine Hungersnot im eigentlichen Sinne herrschte, so war doch in vielen Bauer- und Bürgerhäusern, wie man sich ausdrückte, „Schmalhans Küchenmeister.“ Männer, denen die Volkswohlfahrt am Herzen lag, beschäftigten sich eingehend mit der Frage: „Wie schaffen wir geeigneten Brotersatz?“ Zu diesen gehörte auch der Amtsrat Hubert in Zossen, der mit dem dortigen Inspektor Bauer eine Industrieschule zum Wohle der Armen begründete. Hubert hat mit Rücksicht auf die Teuerung ein Brotrezept aufgestellt, nach welchem in verschiedenen Gegenden der Mark, z. B. in der Priegnitz und in der Grafschaft Ruppin, Brot gebacken worden ist, das den Namen „Hungerbrot“ führte. Das Rezept lautete:*)

„Methode des Herrn Amtsrats Hubert in Zossen, um mit Ersparnis des Roggens ein wohlschmeckendes Brot zu backen. Man nimmt 1 Schfl. Weizen, 1 Schfl. Roggen, 2 Schfl. Hafer, 2 Schfl. Gerste und 2 Schfl. Kartoffeln. Weizen, Roggen, Hafer und Gerste werden recht gut untereinander gemengt, gemeinschaftlich gemahlen, und wenn sie gemahlen sind, so wird das grobe und feine Mehl ebenfalls recht gut untereinander gemengt. Die Kartoffeln teilt man in zwei Hälften. Die eine Hälfte kocht man entweder in Wasser oder in Dämpfen, sodann schält man sie und reibt sie zu einem möglichst feinen Mehl oder Brei. Dieses Mehl wird Abend eingeteigt und gehörig gesäuert. Die andere Hälfte der Kartoffeln wird roh geschält, zerrieben und sodann in einem Sacke ausgepreßt und stark ausgewunden. Diese ausgepreßte Masse wird, wenn der Teig die Nacht über gegoren hat, des

*) Das Rezept findet sich gedruckt in dem 41. Band der Schlesischen Provinzialblätter, S. 573 u. 574, Breslau 1805.

Morgens mit dem gehörigen Salz zu diesem Teige zugeknetet, und hierauf werden die Brote geformt. Man muß aber die Brote nicht zu groß machen; auch müssen sie, nachdem sie geformt sind, an einer warmen Stelle unweit des Ofens noch einmal aufgehen. Sodann werden sie in einen gewöhnlichen Backofen geschoben, der nicht stärker geheizt werden darf, als er sonst geheizt zu werden pflegt. In zwei Stunden sind die Brote ausgebacken. Einen bessern Geschmack und ein besseres Aussehen kann man ihnen dadurch geben, daß man den oberen Teil derselben vor dem Einschieben in den Ofen mit einem braunen Biere vermittelst eines Pinsels bestreicht und Garbe oder Kümmel darauf streut. Bei solchem Brote kann man an dem Scheffel ungefähr 25 Sgr. profitieren.*

Wenn der Amtsrat Hubert versichert, „daß das Gesinde dies Brot lieber esse als das aus reinem Roggen hergestellte gewöhnliche Gesindebrot“, so ist das mit Vorbehalt aufzunehmen. Nicht jedem Gesinde scheint es gemundet zu haben. Es mochte auch daher kommen, daß man nicht genau nach dem Rezept verfuhr, sondern den Weizen fehlen ließ und den Zusatz an Kartoffeln erhöhte. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde in dem Dorfe Lögow bei Wildberg ein Prozeß geführt, der die zu reichliche und zu lange Darbietung des Hungerbrots zum Ausgangspunkte hatte, der aber schließlich gütlich beigelegt wurde. Die Frau des Bauern R....., der zu den sogenannten „Kranken“, das ist zu den verschuldeten gehörte, glaubte, erfolgreich zu sparen, wenn sie auch in besseren Zeiten für Knechte, Mägde und Hütejungen (Kuhrnjung, d. i. der Knabe, der die Kühe hütete) dies wohlfeilere Brot herstelle. Darauf wurde von unbekannter Hand ein nichtsnutziger Vers an das Hoftor (Dorweg) geschrieben:

Bi R..... is de Hungersnot.
 1) Da gefft goat oft keen Merragbrot.
 Tum Fröhstück gefft datt ook nich völ.
 Un Oawends gefft watt mit'n Besenstül.

Wie eten goa noch Hungerbrot.
 2) Dat is för Knechts un Dirns goa goat.
 Von Speck un Wost is keene Red.
 Un Schmolt un Kes' gefft upp de Städ.

(Bei R..... ist die Hungersnot,
 Da gibts gar oft kein Mittagbrot,
 Zum Frühstück gibt es auch nicht viel.
 Und abends gibts was mit dem Besenstiel.

Wir essen gar noch Hungerbrot,
 Das ist für Knechte und Mädchen gut.
 Von Speck und Wurst ist keine Red'
 Und Schmalz und Käs' gibt's auf der Stelle.)

10-1218
 In Rosendorf bei Lenzen war ebenfalls ein Spottgedicht im Umlauf das die Speiseverhältnisse in einem Hause, das von Elbschiffnern bewohnt und Buckhörn (Bockhorn) genannt wurde, schildert:

Buckhörn, dett is ne schöne Stadt,
 Wer je darin gewohnet hat.
 Grote Schötteln und wenig drin.
 Mag de Düwel woll in Buckhörn sin.

Hier gefft dett gar noch Hungerbrot
 Un Woater ut dänn kloaren Sod.
 Wer't eten will und dänn nich mag,
 De kriegt von Mutter B. Schacht.

(Bockhorn, das ist eine schöne Stadt.
 Wer je darin gewohnet hat.
 Große Schüsseln und wenig darin.
 Mag der Teufel wohl in Bockhorn sein.)

Hier gibt es gar noch Hungerbrot.
 Und Wasser aus dem klaren Sod. (Brunnen.)
 Wer essen will und dann nichts mag,
 Der kriegt von Mutter B. Schacht. (Prügel.)

Diese Verse wurden zum Ärger der Schifferfrauen gesungen oder gesprochen, die dann den Spott mit allen möglichen Schimpfreden und Drohungen vergalten. (Diese Verse wurden mir von meinem verstorbenen Vater mitgeteilt, der aus Rosendorf gebürtig war.)

Auch zum Sprichwort ist der Ausdruck „Hungerbrot“ verwebt worden. Wer irgend eine Kost verschmähte, dem wurde drohend zugerufen:

Du wäst noch moval Hungerbrot äten münn.
 (Du wirst noch einnal Hungerbrot essen müssen.)
 Hög Di, dett Du nich Hungerbrot äten müßt.
 (Hüte Dich! Daß Du nicht Hungerbrot essen mußt.)

Friedrich Wienecke.

Über den hohen Golm, die alte Kapelle darauf, den Schatz und die Vertiefung zu diesem hin u. a. m. bringt Kuhn in seinen Märkischen Sagen (1843, 92—98) eine Anzahl Sagen. Er berichtet auch (nach Eccard Scriptorum Jutrebocensium 115), wie einst ein Bauer, der unter dem Gollenberg gewohnt, zur Vergebung seiner Sünden nach S. Jago di Compostella, S. Jakob in Spanien, eine Reise unternommen. Da ihm aber däuchte, er habe noch nicht genug gebüßt, fragte er dort einen Mönch, ob es nicht noch einen heiligeren Ort in der Welt gäbe, da antwortete ihm jener: „Ja es ist noch ein heiligerer auf dem Gollenberg.“ Der Golm scheint also als sehr heilig gegolten zu haben. Sicher war er in germanischer Zeit Gottheiten geweiht, ein Donarsberg, Wodansberg u. d. mit einem heiligen Hain. Noch in unserer Zeit sind oder waren Sagen über ihn im Landvolk lebendig. Ein 84 jähriger Bauer, der als Kind alljährlich nach Stülpe kam und von da auf den Golm gegangen ist, sagte mir (1894), daß auf dem Berge früher ein Haus stand und Leute da wohnten, das Haus aber aufgegeben wurde, weil das Wasser zu weit war. „Oben auf dem Berge war ein großes Loch, daraus hat der Schatz-

gräber die Braupfanne voll Geld herausgeholt. Er brauchte dazu eine Jumpfer, die eine Stunde lang im Teich stehen und sich immer waschen mußte. Um das Wasser hatte er einen Kreis gemacht, daß sie nicht heraus konnte. Sie kriegte dafür 300 Taler. Mit zwölf Pferden hat er die Braupfanne fortgefahren bis zum Kirchhof, da hatte der Deubel keine Macht mehr.“ Eine alte Frau aus einem entfernten Dorfe wußte „Bei Stülpe is de olle Jolmberch, dat soll sonn Berch sinn wie de Blocksberje, wo de Hexen up Wollborjen dänzen. Auf dem ollen Jolmberch ist eine Brupanne, die hat einer da gelassen, und wer eine Seele oppat, der kriegt das Geld. Oben auf dem Berg soll ein Pütt sein, und wer da eine lebendige Seele reinbringt, der kriegt eine Tonne Geld. Det soll'n sehr diepen Brunnen sinn jewest. Wenn man so rafkieken dut, isset man so janß kleen. Eine sehr arme Familie in Großbeuthen haben ein Zwillingspaar gekriegt, ein Junge und ein Mädchen, vier Jungen hatten sie all, und wollten den Jungen in den Pütt auf dem Golm werfen. So machten sie sich auf die Reise, und wie sie 'rankamen, war der Berg so sehr hoch, und mußten lange kleddan, ick weet man nich mehr wie lange, ehe sie hebben rüjekoamen. Denn sie hatten Lebensmittel, und das Kind zu tragen. Wie sie nun oben waren, sollte es der Vater lebendig hineinwerfen in den Pütt. Da sagte er, har künne et nich lotloaten, die Mutter sollte es reinschmeißen. Wie sie es nun sollte in den Brunnen werfen, da konnte sie es auch nicht loslassen. Denn hebben se wäa tu hus jereest.

W. v. Schulenburg.

a) **Bauopfer** wurde vor etwa fünf Jahren in meinem damaligen Wohnorte Seedorf bei Lenzen unternhalb der Haustürschwelle des Möllerschen Hauses Nr. 4, bei Umbau gefunden: Topf, anscheinend der Mitte des 17. Jahrh. angehörig. Seedorf soll nach Verfall im 30jähr. Kriege von 1650 ab neu aufgebaut worden sein. Inhalt: Staub um Vogelknochenreste, wahrscheinlich Hahn. Leider war, als ich zur Stelle kam, der Topf in so kleine Trümmer zerschlagen und zertreten, daß Wiederherstellung unmöglich. Von der Asche und den Knochen sah ich auch nur kümmerliche Reste. In scheuem Bangen hatte man „den Spuk“ vernichtend bei Seite geräumt.

b) zwar nicht „30 Taler“, wohl aber „**Hundert Acht-Groschenstücke**“ — d. i. ungefähr dieselbe Summe = $33\frac{1}{3}$ Taler — kenne ich als volkstümliche Redensart in den drei Kreisen: Königsberg, Sternberg, West-Prignitz aus den Jahren 1854 bis 1900. Z. B. unglaublichen Behauptungen gegenüber und bei Wetten: „Ich bitte Dich um 100 Acht-Groschenstücke.“ Desgl.: „Kerl, Du sollst 100 Acht-Groschenstücke kriegen!“ Desgl.: „Dat Ding is seine 100 Acht-Groschenstücke wert.“ Ob der an vielen Orten noch vorhandene Familienname „Hundertmark“ mit solcher Volkspreisschätzung im Zusammenhang stehen mag? 100 M althamburger Münzrechnung würde auch ungefähr = 30 Taler sein.

(Brandenburgia 08, Nr. 8, S. 4.)

E. Handtmann.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cästriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.